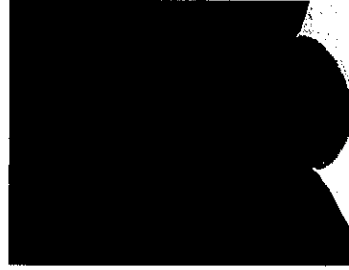


## Sammelbesprechungen



### Gegenwartsdiagnose „Wissensgesellschaft“<sup>1</sup>

NIELS C. TAUBERT

- SABINE AMMON / CORINNA HEINEKE / KIRSTEN SELBMANN / ARNE HINTZ (Hrsg.), *Wissen in Bewegung. Vielfalt und Hegemonie in der Wissensgesellschaft*. Weiterswist: Velbrück Wissenschaft 2007, 243 S., br., 24,- €
- UWE H. BITTLINGMAYER, „Wissensgesellschaft“ als Wille und Vorstellung. Konstanz: UVK 2005, 361 S., br., 34,- €
- UWE H. BITTLINGMAYER / ULRICH BAUER (Hrsg.), *Die „Wissensgesellschaft“. Mythos, Ideologie oder Realität? Wiesbaden: VS Verlag 2006, 693 S., br., 49,90 €*
- MARTIN CARRIER / JOHANNES ROGGENHOPFER (Hrsg.), *Wandel oder Niedergang? Die Rolle der Intellektuellen in der Wissensgesellschaft*. Bielefeld: transcript 2007, 182 S., br., 19,80 €
- BARBARA HOLLAND-CUNZ, *Die Regierung des Wissens. Wissenschaft, Politik und Geschlecht in der „Wissensgesellschaft“*. Opladen: Barbara Budrich 2005, 189 S., kt., 19,90 €
- DIRK TÄNZLER / HUBERT KNOBLAUCH / HANS-GEORG SOEFFNER (Hrsg.), *Zur Kritik der Wissensgesellschaft*. Konstanz: UVK 2006, 297 S., br., 29,- €
- PETER WEINGART / MARTIN CARRIER / WOLFGANG KROHN (Hrsg.) *Nachrichten aus der Wissensgesellschaft. Analysen zur Veränderung der Wissenschaft*. Weiterswist: Velbrück Wissenschaft 2007, 357 S., gb., 38,- €

#### 1. Einleitung

Seit mindestens dreieinhalb Dekaden diskutiert die Soziologie die „Wissensgesellschaft“. Dennoch hat der Begriff offenbar bislang nicht an Attraktivität verloren: Er wird ebenso gern zur Analyse aktueller Entwicklungen wie zur Formulierung von Gegenwartsdiagnosen verwendet. Der Erfolg dieses Begriffs soll hier als Ausgangspunkt dienen, um zunächst der naheliegenden Frage nachzugehen: Was ist gemeint, wenn von „Wissensgesellschaft“ die Rede ist? Daran anschließend sollen die Grenzen der „Wissensgesellschaft“ abgesteckt und nach den Eigenschaften der Wissenschaft einer so verstandenen Gesellschaft gefragt werden. Der Beitrag schließt mit einer Beurteilung der Brauchbarkeit des Begriffs.

## 2. „Wissensgesellschaft“: fünf Positionen

Befragt man die dieser Besprechung zugrunde liegende Literatur nach „Wissensgesellschaft“, fällt bereits vor der Lektüre der ersten Seite vor allem eines auf: Distanzierungen. Durch den Titel „Zur Kritik der Wissensgesellschaft“ (*Tänzer/Knoblauch/Soeffner*), aber auch in der Nutzung von Anführungsstrichen (*Bittingmayer/Bauer; Bittingmayer/Bauer; Holland-Cunz*) und in der Rede von „Mythos“ und „Ideologie“ (wiederum *Bittingmayer/Bauer*) wird deutlich, dass „Wissensgesellschaft“ gern als *catchword* auf den Umschlag gedruckt wird, die AutorInnen und HerausgeberInnen aber die damit verbundene Diagnose nicht oder nur eingeschränkt teilen. Die ausführlichere Beschäftigung offenbart dann allerdings ein vielfältiges Verständnis dessen, was im Kern mit dieser Diagnose gemeint ist.

Der Durchgang durch fünf in den Bänden vorfindbare Konzepte von „Wissensgesellschaft“ soll mit einer knappen Zusammenfassung dessen beginnen, was dort als „klassisches“ Verständnis von Wissensgesellschaft referiert und mit den Arbeiten von *Daniel Bell, Nico Stehr* und *Peter F. Drucker* in Verbindung gebracht wird. Der Rezeption nach tritt bei diesen Autoren die „Wissensgesellschaft“ an die Stelle der Industriegesellschaft (*Weingart/Carrier/Krohn* 9; *Bittingmayer* 257, *Hack*<sup>2</sup> 111). Damit ist nichts weniger als ein epochaler Bruch gemeint, vergleichbar mit dem Übergang zwischen feudaler Gesellschaft und Industriegesellschaft. Die Struktur und der zu einem Zeitpunkt erreichte Entwicklungsstand sind in der „Wissensgesellschaft“ nicht mehr abhängig vom Grad der Industrialisierung, sondern vom verfügbaren wissenschaftlichen und technischen Wissen. Dabei kommt es zu einer Erosion der für die Industriegesellschaft typischen Klassenstruktur und zur Auflösung des Widerspruchs von Kapital und Arbeit (*Srubar*<sup>3</sup> 140). Folgt man *Bittingmayer* (20), hat das „klassische“ Verständnis deutlich modernisierungstheoretische Färbung, und es lässt sich ein ubiquitärer Technikoptimismus (*Bauer*<sup>4</sup> 226) ausmachen. Ein so (oder ähnlich) rezipiertes Verständnis von „Wissensgesellschaft“ bildet in der hier besprochenen Literatur im Wesentlichen die negative Kontrastfolie für die Entwicklung eigener Konzepte.

Während der „klassischen“ Konzeption nach mit „Wissensgesellschaft“ Wandlungsprozesse in der Gesellschaftsstruktur gemeint sind, gibt *Bittingmayer* diesem Begriff eine grundlegend andere Wendung. In seiner als Ideologiekritik auftretenden Studie ist „Wissensgesellschaft“ zunächst ein Bestandteil aus dem Repertoire der Selbstbeschreibungen einzelner sozialer Milieus. Kern dieser Selbstbeschreibung ist, dass soziale Ungleichheitsverhältnisse als zukünftig überwindbar angesehen werden: Der Zugang zu Bildung würde demokratisiert, sozialer Aufstieg daher den individuellen Fähigkeiten zugerechnet (294). Entsprechend macht *Bittingmayer* der „zeitdiagnostischen Mainstreamsoziologie“ den Vorwurf, „den Selbstbeschreibungen jener Milieus zu weit und mit zu geringer Distanz gefolgt zu sein“ (23). Kritisch hebt er an mehreren Stellen hervor, dass die Protagonisten der These der Wissensgesellschaft mehrheitlich durch eine Blindheit gegenüber der Frage sozialer Ungleichheit auszeichnen und dass dies aus der Dominanz strukturfunktionalistischer Argumentationsmuster, Ausblendung der Akteursperspektive und Verzicht auf eine sozialstrukturelle Rückbindung der Zeitdiagnose resultiere (294). In seiner an *Bourdieu* anknüpfenden sozialtopologischen Perspektive füllt der Autor diesen „blinden Fleck“. Seine These ist hier, die Durchsetzung der Interpretationsfolie „Wissensgesellschaft“ sei Ausdruck eines Kampfes um die kulturelle Deutungshoheit innerhalb des herrschenden Milieus (313). Das Deutungsmuster ist

demnach sozialstrukturell rückgebunden und wird von dem postmodernen und dem konservativ-technokratischen Milieu (317) sowie von sozial aufgestiegenen Gruppen (314) übernommen und getragen. Die soziale Trägerschaft verweist dann auf die zweite Analyseebene bei *Bittingmayer*. Wissensgesellschaft ist demnach nicht nur ein ideologisch gefärbter Diskurs, sondern ist gleichzeitig angestoßen durch sozialstrukturelle Wandlungsprozesse, namentlich die Veränderungen der Chancen des Erwerbs von Bildungstiteln. Sie haben an Bedeutung gewonnen und die Distinktionsspiele zwischen Klassen, Schichten und Gruppen transformiert. „Der [...] auf hohe Bildungstitel gestützte und aristokratische Bildungshabitus verliert augenscheinlich an übergreifendem Distinktionswert und büßt seine Monopolstellung ein“ (287), wovon allerdings aufgrund unterschiedlich hoher Zugangsbarrieren nicht die Mitglieder sämtlicher Milieus gleichermaßen profitieren. Dies hat aber wiederum Rückwirkungen auf die Ebene des Diskurses: An die Stelle der kontemplativen interesselosen Bildung als „richtige symbolische Aneignung kultureller Güter“ tritt „eine spezifisch modernisierte Form kulturellen Kapitals [...], das gegenüber den aktuellen Möglichkeitsräumen als Handlungsressource dient“ (289). Man kann es *Bittingmayer* nicht absprechen, mit seiner Arbeit eine eigenständige Perspektive auf „Wissensgesellschaft“ entwickelt zu haben. Die Leerstelle einer Nicht-Berücksichtigung von sozialer Ungleichheit füllt er – allerdings zum Preis des Entstehens eines anderen blinden Flecks: Seine ausführliche Kritik des „klassischen“ Konzepts ist sehr darauf bedacht, die These einer Wissensbasierung der Gesellschaft zu widerlegen. Dadurch verliert der Beitrag in der Tendenz die Bedeutung von Wissen als Ressource für unterschiedliche gesellschaftliche Bereiche aus dem Blick.

Ebenfalls in kritischer Absicht entwickelt *Holland-Cunz* ihre Lesart. Die „klassische“ Konzeption von „Wissensgesellschaft“ fungiert als Bezugspunkt, allerdings verkehrt die Autorin die Vorzeichen: Sie formuliert eine Dystopie, die sich aus der Wissensgesellschaftsdebatte, *Foucaults* Untersuchungen zur Disziplinierung und seinen Vorlesungen zur Gouvernementalität sowie aus der feministischen Wissenschaftstheorie von *Maria Mies, Sandra Harding* und *Donna Haraway* speist. *Holland-Cunz' Diagnose* setzt sich aus zwei Bestandteilen zusammen. Den ersten bildet die „Gefahr für die demokratische Gesellschaft vom Handlungsmodus Forschung durchdrungen zu werden“ (163), eine zweite Durchdringung der Gesellschaft, die der von *Foucault* analysierten Durchdringung der Gesellschaft durch Disziplinareinrichtungen folgt und analoge Muster aufweist: Es scheint, „als folgten beide Durchdringungsbewegungen der gleichen macht-vollen Logik einstürzender Festungen der Unterwerfung, die ihren schrecklichen Inhalt in die Gesellschaft verteilen“ (88). Die Gründe für die Wahl eines solchen dramatischen Bildes werden dann aber nicht mit der geborenen Prägnanz benannt. Es bleibt diffus, was genau mit „schrecklichen Inhalt“ gemeint ist. Zum einen legen die Ausführungen zur androzentrismen und korporatistischen Binnenstruktur der Wissenschaft nahe, es handele sich um das von der Autorin dort kritisierte Geschlechterverhältnis. Andere Textstellen lassen hingegen vermuten, es sei hier das wissenschaftliche Wissen (33) gemeint, das einer neoliberalen Politik als machtheigende Handlungsressource diene. Den zweiten Bestandteil bildet die These, die Wissenschaft werde durchdrungen vom neoliberalen Modus, ein demokratiepolitisches „Desaster“, das bereits in anderen gesellschaftlichen Teilsystemen präsent ist (164). Diese Entwicklung werde *Holland-Cunz* zufolge von den WissenschaftlerInnen akzeptiert aufgrund der Aussicht auf individuelle Gewinne (wie Forschungsmittel und Reputation)

einerseits und einer allgemeinen Bedeutungssteigerung von Wissenschaft andererseits.

Die vierte Perspektive auf „Wissensgesellschaft“ kann hingegen als Weiterentwicklung des „klassischen“ Konzepts gelesen werden und findet sich bei *Weingart, Carrier* und *Krohn*: Die Autoren gehen ebenso wie die Vertreter der „klassischen“ Konzeption von einer zunehmenden Bedeutung wissenschaftlichen Wissens aus und fragen nach der Rolle von Wissen in den unterschiedlichen gesellschaftlichen Teilbereichen. Ihre Argumentation ist aber deutlich vorsichtiger. Erstens gehen sie von einem *relativen* Bedeutungszuwachs von wissenschaftlichem und technischem Wissen aus. Dieser entsteht dadurch, dass zum einen Alltagswissen zunehmend durch wissenschaftliches Wissen ersetzt wird und zum anderen die Anwendung wissenschaftlichen Wissens fortlaufend neue Probleme produziert, für die das Alltagswissen keine Antworten bereithält (9). Hervorzuheben ist an diesem ersten Teil der Begriffsbestimmung, dass eine „Wissensgesellschaft, in die wissenschaftliches Wissen einströmt, zu einer relativen „Wissensgesellschaft“ wird. „Wissensgesellschaft“ kennt damit verschiedene Grade, der Anspruch eines Epochenbruchs wird nicht erhoben. Um einer ausufernden Verwendung von des Begriffs vorzubeugen, entwickeln *Weingart, Carrier* und *Krohn* zweitens eine Periodisierung: Einer im 17. Jahrhundert einsetzenden Phase der Herausbildung der modernen Wissenschaft mit einer Vielzahl uneinlöslicher Versprechen folgt im 19. Jahrhundert eine Periode relativ erfolgreicher Umsetzung von wissenschaftlichem Wissen in technische Anwendungen. Dieser relative Erfolg in Verbindung mit hohen monetären Anwendungen führt in einer dritten Phase zu externen Vorgaben und Erwartungen an die Wissenschaft. Da diese sich nun nicht mehr allein an den von den Disziplinen vorgegebenen und vergleichsweise handhabbaren Fragestellungen zu orientieren hat, sondern an gesellschaftlichen Vorgaben, die z. T. deutlich jenseits des aktuellen Stands der Forschung liegen, gerät Wissenschaft in eine Situation der Überforderung (*Carrier/Krohn/Weingart* 25f.). Folge davon ist das plötzliche Auftreten von Risiken bei der Anwendung von wissenschaftlichem Wissen, typischerweise im Zusammenhang mit Ökologie- und Technikkonflikten (*Wehling* 224f.). In solchen Situationen wird deutlich, dass die Inseln des Wissens begrenzt sind und Erfahrungen mit Nichtwissen ein zentrales Merkmal der Wissensgesellschaft darstellen (*Weingart* 37). Für diese dritte Phase, in der sich eine solche *Ambivalenz von Wissenschaft* zeigt, reservieren die Autoren den Begriff „Wissensgesellschaft“.

Die letzte Position zu „Wissensgesellschaft“ kann aus dem Beitrag von *Schimank* (in *Tänzler* et al.) herausgelesen werden, der sich scheinbar für ein anderes Problem interessiert: Ausgangspunkt ist hier die Situation von Akteuren, denen in der heutigen Gesellschaft in zunehmendem Umfang immer rationalere Entscheidungen abverlangt werden – und dies unter der Bedingung anwachsender Komplexität von Entscheidungssituationen (61). Entscheidungen sind dabei „aufgrund ihrer Aufwendigkeit ein Luxus, den sich der Akteur nicht allzu oft leisten kann“ (59). Auf die gestiegenen Anforderungen reagieren Akteure nicht nur mit dem Herunterschrauben des Rationalitätsniveaus, sondern auch durch Rekurs auf „Rationalitätsfiktionen“. Hierunter versteht *Schimank* anschließend an *Hans Vaihinger* Als-ob-Konstrukte, die einen Bruchteil der Wirklichkeit an die Stelle ganzer Ursachen und Tatsachen setzen und die aus phänomenologischer Sicht als manifeste Typisierung verstanden werden können. Sie wirken sowohl deskriptiv als auch unmittelbar präskriptiv, da sie dem Akteur bestimmte Handlungsoptionen oder Richtungen des Entscheidens nahe legen. Sie spielen nicht nur anderen Akteuren vor, ein Entscheider handle ra-

tional. Vielmehr glaubt der Entscheider selbst, mithilfe von Rationalitätsfiktiven zu einer Handlungsoption gelangt zu sein, die auch durch ungleich aufwendigeres eigenes Entscheiden als Ergebnis erreicht worden wäre (63ff.). Bei der Diskussion der Verbreitungsmechanismen von Rationalitätsfiktiven wird deutlich, dass *Schimanks* Überlegungen in zentraler Weise mit „Wissensgesellschaft“ zusammenhängen. Ein wichtiger Mechanismus ist hier die Beratung, also eine Beobachtungssituation, die dadurch gekennzeichnet ist, dass der Entscheider passiv bleibt und der Experte vorgibt und begründet, was ersterer zu tun hat. Die Verbreitung von Rationalitätsfiktiven rührt daher, dass ein Berater mit ihnen eine Vielzahl von Entscheidern berät. Die Quellen neuer Fiktionen sieht der Autor in neuem wissenschaftlichen Wissen, dem die Fiktionen nicht offen widersprechen dürfen, und in der Profilierungskonkurrenz unter den Beratern (75). Kommt man nun auf „Wissensgesellschaft“ zurück, stellt sich anknüpfend an die Überlegungen *Schimanks* nicht die Frage, ob eine „Wissensbasierung“ unterschiedlicher gesellschaftlicher Bereiche existiert, sondern *wie* der Zugriff auf wissenschaftliches Wissen jeweils erfolgt. Zu unterscheiden wäre dann ein entscheidungsabkürzender Rekurs auf Wissen durch Rationalitätsfiktiven – mit entsprechenden Selbstblendeeffekten – und eine operative Verwendung von Wissen, die gegebenenfalls zur Steigerung von Entscheidungsstrategierationalität führen kann. Diese Überlegungen lassen vermuten, dass sich viele der unter „Wissensgesellschaft“ diskutierten Phänomene im erstgenannten Modus abspielen.

### 3. Grenzen der „Wissensgesellschaft“

Ein zentraler Diskussionspunkt betrifft die Bezugsgröße der Diagnose „Wissensgesellschaft“, und diese Frage lässt sich in zweierlei Hinsicht spezifizieren: Handelt es sich um ein weltumspannendes Phänomen oder hat die „Wissensgesellschaft“ eine äußere Grenze? Und: Ist die „Wissensgesellschaft“ in sämtlichen Bereichen gleichermaßen von wissenschaftlichem Wissen durchdrungen oder lassen sich Schwerpunkte hinsichtlich der Wissensbasierung ausmachen?

Ohne diese These selbst zu vertreten, weist *Srubar* darauf hin, die „Wissensgesellschaft“ verstehe sich selbst zum Teil als „Weltgesellschaft“ (152). Gegen ein solches Selbstverständnis sprechen allerdings einige der hier präsentierten empirischen Befunde, die auf ein deutliches Ausmaß an Heterogenität hindeuten. In einer Fallstudie zum internationalen Klimaschutzabkommen macht *Engels* (in *Ammon* et al.) deutlich, dass „Herkunft“ für die Legitimität eines sich als global verstehenden Wissens von zentraler Bedeutung ist. Als Problem tritt hier zutage, dass die Beiträge zum klimawissenschaftlichen Mainstream regional sehr ungleich verteilt sind (108ff.) und dass dies nur durch den Aufbau neuer Forschungskapazitäten gelöst werden kann. *Keim* (in *Ammon* et al.) interessiert sich für die Gründe, die einer internationalen Sichtbarkeit von nigerianischen Soziologen entgegenstehen. Dies seien unter anderem die notwendige materielle Ausstattung und akademische Freiheiten wie die Möglichkeit zu freiem Gedankenaustausch sowie der ungehinderte Zugang zum Forschungsfeld, was in diesem Land nur eingeschränkt gegeben ist (127). Bei *Selbmann* (ebenso in *Ammon* et al.), die den Auswirkungen eines in den Ländern des Nordens generierten Maisskandals auf Mexiko nachgeht, findet sich schließlich der Hinweis, dass die mexikanische Gesellschaft nicht als „wissenschaftlich“ beschreibbar ist. Zum einen sei die Wissenschaft des Landes hinsichtlich Größe und Bedeutung nicht mit der des globalen Nordens vergleichbar (91), zum anderen lägen unterschiedliche Beziehungen zwischen Wissenschaft, Öffentlich-

keit und Politik vor (98). Von Bedeutung sind diese drei Beiträge für die Frage nach den Grenzen der Wissensgesellschaft, da sie empirische Evidenz gegen starke Homogenitätsannahmen liefern: Sie lassen ein Selbstverständnis oder auch theoretische Perspektiven mit hohem Abstraktionsniveau und großer Generalisierungsfähigkeit wenig angemessen erscheinen und legen es nahe, die Diagnose „Wissensgesellschaft“ für die Länder des Nordens zu reservieren oder das theoretische Auflösungsvermögen durch weitere Unterscheidungen zu schärfen.

Die Frage nach möglichen sektoralen Unterschieden innerhalb der „Wissensgesellschaft“ lässt sich naturgemäß schwer beantworten. Zu konstatieren ist aber eine Diversifizierung des Forschungsinteresses in der hier besprochenen Literatur. Neben typischen Feldern – Wissensbasierung von Wirtschaft und Politik – beschäftigen sich verschiedene Beiträge auch mit anderen Bereichen. Zu nennen ist hier der Sammelband von *Carrier* und *Roggenhofer*, der die Rolle des Intellektuellen an der Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit zum Gegenstand hat. *Hampe* bestimmt die Rolle des Intellektuellen darin, öffentlich in einer zunehmend unübersichtlichen Welt Orientierung bereitzustellen, die sich aus Tatsachenwissen und Lebenserfahrung speist (37f.). Diese Rolle verschiebt sich *Carrier* zufolge vom Typus des Intellektuellen hin zum Expertenintellektuellen (28). *Roggenhofer* stellt zwar eine gewisse Kontinuität zwischen beiden Typen heraus, wenn er hervorhebt, intellektuelle Interventionen seien von jeher wissensbasiert, konstatiert aber gleichzeitig einen Wandel ihrer Legitimationsstrategien. Die Bedeutung von Expertise steigt gegenüber der Person des Intellektuellen an (93), eine These, die sich mit etwas verschobenem Fokus auch im Beitrag von *Maasen* findet. Der wissensmäßig breit aufgestellte Intellektuelle löst sich auf, das spezifisch intellektuelle taucht nicht mehr als Eigenschaft einer charismatischen Person, sondern als Eigenschaft eines (essayistischen) Diskurses auf (118).

Auch das Bildungssystem ist in der Diskussion um „Wissensgesellschaft“ als Topos gut verankert, wenn auch der Diagnose in den vorliegenden Beiträgen z. T. kritisch begegnet wird. *Bolder* (in *Bittingmayer/Bauer*) macht im Bereich der beruflichen Weiterbildung eine quantitative Steigerung des Umfangs der Maßnahmen bis in die zweite Hälfte der 1990er Jahre aus (437), die allerdings nicht zu einer Nivellierung sozialer Ungleichheit führt. Er (438) und *Bremer* (in *Bittingmayer/Bauer* 465f.) kommen zum Befund einer bestehenden Ungleichheit hinsichtlich des Zugangs zur Weiterbildung. *Bolders* Resümee, es finde eine Polarisierung in durch Vorbildung privilegierte und Nichtprivilegierte in Form eines Matthäus-Effekts statt (442), sollte im Kontext von *Bremers* Schlussfolgerungen gelesen werden: Alle Milieus müssten sich auf vermehrte Bildungserwerb umstellen, ohne dass damit ein sozialstruktureller Epochenbruch verbunden ist. Wissen und dessen Erwerb wären demnach für größere Bevölkerungsgruppen relevant bei gleichzeitigem Anstieg seiner Bedeutung als distinktionsstiftendem Prinzip. Im Bildungsbereich taucht „Wissensgesellschaft“ auch noch in anderer Weise auf: in Gestalt einer legitimierenden Rhetorik. Hier greift die Diskussion auf die oben anhand der Arbeit von *Bittingmayer* vorgestellten Perspektive zurück. Wissensgesellschaft als *legitimierende Rhetorik* plausibilisiert die an Erwerbsarbeit gerichtete Forderung, vorhandene Wissensbestände fortwährend in Frage zu stellen (*Bolder* 441).

Die Beispiele zeigen: Die thematische Breite des Wissensgesellschaftskurses hat zugenommen.<sup>7</sup> Ob dies nun allerdings einem gesellschaftlichen Wandlungsprozess geschuldet ist oder aber Ergebnis eines veränderten For-

schungsinteresses der Reflexionsdisziplin Soziologie, kann nicht abschließend beantwortet werden.

#### 4. Steuerung der Wissenschaft

Während sich der letztgenannte Punkt auf die Reichweite von wissenschaftlichem Wissen in der Gesellschaft bezog, geht es im Folgenden um den gesellschaftlichen Einfluss auf Wissenschaft. Zentrale Fragestellungen sind hier, wer Wissenschaft steuert und mit welcher Eingriffstiefe Einflussnahmen erfolgen. In Bezug auf den steuernden Akteur werden verschiedene Diagnosen gestellt. *Weingart*, *Carrier* und *Krohn* gehen von einem polyzentrischen Gesellschaftsmodell aus und gelangen zu der These, unterschiedliche gesellschaftliche Bereiche würden Ansprüche an die Wissenschaft adressieren und steuernde Wirkungen entwickeln: Die Politik erwartet Leistungen von der Wissenschaft hinsichtlich der Erfüllung von Staatsaufgaben, die Wirtschaft erwartet die Bereitstellung von wissenschaftlichem Wissen, das durch die Entwicklung marktfähiger Produkte ökonomisch verwertet werden kann, die Ökologiebewegung erwartet die Bereitstellung von Wissen zur Bewältigung von Umweltproblemen. Einher geht dieses Verständnis mit der Vorstellung einer prinzipiellen Gleichrangigkeit der Funktionssysteme.

Die konträre These liefert *Srubar*. Er geht vom Mode 2-Konzept von *Gibbons*, *Nowotny*, *Scott* und anderen aus, fasst aber das Entstehen einer anwendungsorientierten Wissenschaft vorrangig in ökonomische Termini. „Mode 2 bezieht sich auf den zunehmenden Vermarktungszwang, dem das Wissen ausgesetzt ist, und auf die daraus resultierende Forderung nach seiner schnellen Anwendbarkeit.“ (141) Diesem Konzept zufolge spielt – zumindest was die Einflussnahme von Wissenschaft angeht – die Wirtschaft gegenüber anderen Funktionssystemen eine herausragende Rolle. Hierfür sprechen durchaus einige Argumente: Immerhin ist die Wirtschaft der Bereich, der in absoluten Zahlen die Wissenschaft am stärksten fördert, und auch die staatliche Forschungsförderung versteht sich – zumindest weiten Strecken ihrer Selbstbeschreibung nach – als eine Politik, die in Teilen dem Wirtschaftswachstum mittelbar dienen soll. Die Einführung der Mode 2-These auf die steuernde Rolle der Wirtschaft übersieht dann aber weite Bereiche der Anwendungsorientierung, die anderen Leistungsleistungen folgen: die anwendungsorientierte Wissenschaft im Dienste des Staates oder der Politik. Folgt man der Systematik von *Herbold* (in *Weingart* et al.), lassen sich in Bezug auf den Politikzyklus Leistungen der Wissenschaft in Zusammenhang mit der Politikthematization, -formulierung und -implementierung beobachten (88ff.), die in institutionell sehr disparaten Formen erbracht werden. Im Einzelnen sind dies wissenschaftliche Beratungsleistungen, Aufsicht und Kontrolle im Zusammenhang mit dem Schutz kollektiver Güter sowie Förderung und Vorsorge im Kontext der Leistungsverwaltung des Staates.<sup>8</sup>

Für die Frage nach den die Wissenschaft steuernden Gesellschaftsbereichen legen diese Beispiele nahe, dass es mindestens noch eine weitere Einheit gibt, die in ähnlichem Umfang wie die Wirtschaft die Leistungsbereitstellung der Wissenschaft beeinflusst – die Politik. Ob aber ähnliche stark institutionalisierte Kopplungen zu weiteren Bereichen existieren,<sup>9</sup> scheint ebenso fraglich zu sein wie die bisweilen unterstellte gleiche Augenhöhe, auf der sich die gesellschaftlichen Bereiche bewegen sollen.

Hinsichtlich der Eingriffstiefe einer externen Einflussnahme auf Wissenschaft finden sich in den vorliegenden Bänden Thesen, die sich auf drei Ebenen beziehen und sich nicht zwingend widersprechen. Eine exponierte Position ver-

tritt hier wiederum *Srubar*, der die weitreichendste These bezüglich des Wandels der Wissenschaft in der „Wissensgesellschaft“ auf der *Ebene des Codes* postuliert: „Über die Qualität des Wissens entscheidet nicht die scientific community, sondern der Erfolg beim Kunden, dessen Voraussetzung die mediale Präsenz dieses Wissens ist [...] Wissensinhalte bekommen den Charakter von Geschäftsideen.“ (144) Dieser These nach orientiert sich Wissenschaft nicht mehr an dem für sie typischen Code, sondern am Code der Wirtschaft: Zahlung/Nichtzahlung. Er wird der These nach mindestens teilweise ersetzt durch den eines anderen Systems. Entsprechend ist das, was unter „Wissensgesellschaft“ diskutiert wird, für *Srubar* nichts weniger als eine zumindest partielle Entdifferenzierung der Gesellschaft, deren Ursache in der Dominanz des Funktionensystems Wirtschaft liegt (147). Ob man diese These teilt, hängt maßgeblich vom jeweils vertretenen Verständnis gesellschaftlicher Differenzierung ab. Vertreter systemtheoretischer Konzepte in Anschluss an *Luhmann* würden sie vermutlich mit dem Argument ablehnen, es handle sich hier nicht um Wissenschaft, sondern – aufgrund der der Kommunikation zugrunde liegenden Leitunterscheidung – *per definitionem* um wirtschaftliche Kommunikation. Rechnet man hingegen das in FuE-Prozessen hervorgerufene Wissen großzügig der Wissenschaft zu, mag die These einer Entdifferenzierung eher überzeugen.

Empirische Beispiele für von außen induzierte Veränderungen auf der *Ebene institutionalisierter Normen* liefern *Adam* und *Wilholt* (in *Weingart* et al.). Die Autoren interessieren sich für Normenkonflikte, die typischerweise im Zuge der Veröffentlichung von Forschungsergebnissen oder im Zusammenhang mit der Weitergabe von Forschungsmaterialien entstehen. „Die Norm der effizienten Ausnutzung der Resultate von (Forschungs-)Investitionen gerät regelmäßig in Konflikt mit der wissenschaftlichen Norm der allgemeinen Zugänglichkeit von Forschungsergebnissen.“ (66f.) Die Orientierung an wirtschaftlichen Normen führt den Autoren zufolge nun nicht gleich zu einer Entdifferenzierung der Wissenschaft, sondern zu – vergleichsweise undramatischen – Effizienzverlusten. Es müsse „unnötigerweise mehrfach in Forschungsarbeiten investiert werden“, und „stimulierende Einflüsse zwischen verschiedenen Forschungsprojekten“ blieben aus (68).

Auf der dritten Ebene, der *Ebene epistemischer Veränderungen*, bewegt sich die Analyse von *Carrier* (in *Weingart* et al.). In Bereichen der Wissenschaft, die durch eine hohe Anwendungsorientierung gekennzeichnet sind, macht er eine „oberflächliche Beurteilungspraxis“ aus, bei der die Geltung von Hypothesen nicht von „ihrer Fähigkeit zur Durchdringung der betreffenden Sachbereiche [...]“, sondern von ihrer Tauglichkeit für einen erfolgreichen technischen Eingriff“ (100) abhängig ist. Fünf Charakteristika sprechen dabei für einen Wandel der Wissenschaft hin zu provisorischen Erkenntnisstrategien: (1) Dominanz pragmatischer Beurteilungskriterien (wie Funktionserfolg), (2) Existenz lokaler oder phänomenologischer Modelle (mit der denkbaren Folge der Entstehung einer „kleinteilig parzellierten Theorielandschaft“ (104)), (3) Anwendung instrumentalistischer Simulationen (mit denen das Ziel einer Wirklichkeitsgetreuen Beschreibung aufgegeben wird), (4) Formulierung von in ihrer Reichweite stark beschränkten Kausalbeziehungen und (5) explorative Experimentalstrategien (109). Diese Hinweise auf einen epistemischen Wandel interpretiert *Carrier* vorsichtig. Zum einen sei das Auftreten eines Teils dieser Charakteristika auch in der Grundlagenforschung zu beobachten, zum anderen würden in der angewandten Forschung z. T. auch praktische Ziele mit einer theoretischen Durchdringung verknüpft werden (227). Folgt man dem Autor, kann daher nicht generell von einer Dominanz des Pragmatischen gesprochen werden.

### 5. Schluss

Das Ergebnis hinsichtlich der Brauchbarkeit des Begriffs Wissensgesellschaft fällt – wenig überraschend – ambivalent aus. Die Sichtung aktueller Literatur zeigt einerseits, dass sich der Begriff in großen Teilen der Debatte von seinen modernisierungstheoretischen Wurzeln gelöst hat und seine positiven normativen Konnotationen offengelegt wurden. An die Stelle eines vergleichsweise homogenen Verständnisses ist eine Vielzahl unterschiedlicher Lesarten, Kritiken und Positionen getreten. Unproblematisch ist dabei, dass der Begriff anschlussfähig ist für die Thematisierung von Entwicklungsprozessen in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen: Wissenschaft, Politik, Bildung, NGOs, Organisationen, Medien, Arbeit. Ein gegenwartsdiagnostischer Begriff muss dies leisten können. Auch die Offenheit für verschiedene theoretische Perspektiven muss kein Nachteil sein: Begriffe wie „Wissensgesellschaft“ können so zu einer Verständigung über Gemeinsamkeiten und Differenzen unterschiedlicher Traditionen und Forschungsfelder innerhalb und außerhalb der Soziologie beitragen. Diese Möglichkeit wird in der besprochenen Literatur auch zum Teil genutzt.

Schwerer wiegt, dass kaum ein Aspekt von „Wissensgesellschaft“ nicht umstritten ist: Das gilt für die Bestimmung des Kerns der Diagnose, die Effekte und Folgen einer anwendungsorientierten Wissenschaft in der Gesellschaft und auch für die Rückwirkungen auf die Wissenschaft selbst. Alle diese Bestandteile sind verbunden mit unterschiedlichen Lesarten und Interpretationen, ohne dass Anlass zur Hoffnung wäre, ein Teil dieser Pluralität würde sich in näherer Zukunft in Richtung eines gemeinsamen Verständnisses auflösen. Das lässt Zweifel an seiner Eignung als analytischem Begriff aufkommen. Aber vielleicht ist das auch eine falsche Erwartung an ihn und vielleicht sollte man stattdessen eher seine Leistung im soziologischen Diskurs würdigen. Als *Label* hat „Wissensgesellschaft“ in der Vergangenheit Raum für eine Diskussion über die Entwicklungsrichtung der modernen Gesellschaft eröffnet und dies mit überwältigendem Erfolg. Alternativen mit ähnlicher Leistungsfähigkeit sind momentan nicht in Sicht. Ob „Wissensgesellschaft“ diese Rolle auch in Zukunft wird spielen können, steht – bedenkt man die Abnutzungseffekte solcher Labels – auf einem anderen Blatt.

### Anmerkungen

- 1 Die der Besprechung zugrundeliegenden Bände umfassen insgesamt 77 in sich abgeschlossene Texte, die hier leider nur sehr selektiv besprochen werden können. Meine Auswahl orientiert sich am Kriterium der thematischen Passung. Die Nicht-Berücksichtigung einer Vielzahl von Texten bedauere ich und möchte sie keinesfalls als implizite Kritik an den Texten verstanden wissen.
- 2 In *Bittingmayer/Bauer*.
- 3 In *Tänzler* et al.
- 4 In *Bittingmayer/Bauer*.
- 5 In *Ammon* et al.
- 6 In *Weingart* et al. Da Nichtwissen in dieser Lesart elementarer Bestandteil von „Wissensgesellschaft“ ist, kann nicht mit Vorweis darauf gegen die hier vertretene Gegenwartsdiagnose argumentiert werden. Siehe in dieser Absicht z. B. *Weiß* (19 in *Tänzler* et al.).
- 7 Weitere Beispiele aus den vorliegenden Bänden seien hier wenigstens kurz erwähnt: Wissensbasierung von sozialen Bewegungen (*Schophaus* in *Ammon* et al.), Bedeu-

tungssteigerung von technischen Konstruktionen (Rammert in Tänzer et al.), Entstehen neuer Formen von Objektbeziehungen (Knorr Cetina in Tänzer et al.).

8 Siehe zu dieser Typologie von Leistungen der Wissenschaft für die Politik ausführlicher Küppers/Weingart (in Weingart et al. 77 ff.) Beispiele in der besprochenen Literatur sind der Deponienbau (Herbold/Krohlin in Weingart et al.) und Beratungsleistungen im Kontext globaler Gefährdungen wie dem Klimawandel (Lennart/Küppers in Weingart et al.).

9 Am ehesten könnte man hier an das Rechtssystem denken.